

Studentenförderung

Eine kritische Würdigung

ALFONS SCHRAINER

Die Studentenförderung, die seit Jahren beraten und gefordert wird, ist nunmehr in ein entscheidendes Stadium getreten. Seit der Hochschulreformtagung in Bad Honnef im Oktober 1955, die ein Modell für Studentenförderung der Hochschulen der Bundesrepublik erarbeitet hat, ist das Problem publizistisch immer wieder aufgegriffen und behandelt worden, und die Hochschulen wie die Studentenschaft wurden nicht müde, auf die dringende Notwendigkeit einer zeitgerechten, großzügigen Studentenförderung hinzuweisen. Die Ministerpräsidenten in der Bundesrepublik Deutschland maßen dem Problem offensichtlich eine so grundsätzliche politische Bedeutung bei, daß sie es von der Fachebene der Unterrichtsverwaltung in die Ministerpräsidentenebene hoben und es kürzlich zum Gegenstand der Beratung einer Ministerpräsidentenkonferenz machten. Die Kultusminister der Länder haben sich in einer ihrer letzten Plenarsitzungen ausdrücklich zum „Honnefer Modell“ bekannt. Die Westdeutsche Rektorenkonferenz hat im Anschluß an eine Sitzung Mitte März dieses Jahres gleichfalls die Verwirklichung der Honnefer Beschlüsse gefordert. Die Frage steht zur Zeit in allen Landtagen sowie im Bundestag zur Debatte, und es ist damit zu rechnen, daß im neuen Haushaltsjahr, das am 1. April 1957 begann, Bund und Länder erhebliche Mittel bereitstellen, um eine großzügige Studentenförderung einzuleiten, die natürlich erst im Verlauf von Jahren voll wirksam werden kann.

Das Problem der Studentenförderung hat sich im Jahre 1956 entscheidend entzündet an der Debatte um den technischen Nachwuchs. Dabei handelte es sich nicht so sehr um den technischen Nachwuchs an den Hochschulen, sondern vielmehr um den Nachwuchs an den Fachschulen. In Fortsetzung dieser Überlegungen mußten auch die höheren Schulen und die Fachschulen in die Förderungserwägungen einbezogen werden. Die Frage wurde dadurch namentlich für den Außenstehenden vielschichtig und verwirrend, und verwirrend wirken auch die Formulierungen, denen man im Zusammenhang mit der „Studentenförderung“ begegnet. Man spricht von der Förderung des technischen Nachwuchses, von der Förderung des akademischen Nachwuchses, worunter man einschränkend im Regelfall nur die Förderung des Hochschullehrernachwuchses versteht, ganz allgemein von Begabtenförderung, von Elitebildung und ähnlichem mehr. Diesen verwirrenden Formulierungen entsprechen auch die manchmal geradezu phantastisch anmutenden Summen, die zur Bewältigung des Problems gefordert und in der Öffentlichkeit genannt werden. Auch sie tragen keineswegs zur Klärung und Abgrenzung der einzelnen Problemkreise bei, ja, sie belasten vielmehr die berechtigten

Forderungen und Wünsche. Zur Klarstellung muß darum gesagt werden, daß sich diese Überlegungen auf das Problem der Förderung der Studierenden der Hochschulen und zwar vornehmlich der wissenschaftlichen Hochschulen beschränken. Dabei soll die große Bedeutung der Förderung außerhalb des Hochschulraumes nicht verkannt werden.

Es ist ohne Zweifel, daß es sich bei der Studentenförderung um ein echtes, schwerwiegendes und weitreichendes Problem, ja um eine existentielle Frage des gesamten Volkes handelt. Das Gewicht, das diese Frage für die Zukunft von Volk und Staat hat, macht es schlechterdings unverständlich, daß seit 1945 fast 12 Jahre ins Land gehen mußten, ehe man daranging, hier Entscheidendes einzuleiten. Diese Kritik kann nicht durch den Hinweis auf die gewaltigen Aufgaben, die es nach 1945 zu bewältigen galt, und auch nicht durch den Hinweis auf den Wiederaufbau der zerstörten Hochschulen voll entkräftet werden. Es besteht eine Rangordnung der Notwendigkeiten. Der akademische Nachwuchs und sein geistig-charakterliches Gesicht ist eine so entscheidende potentielle Größe im Gefüge eines Volkes, daß seine Pflege und Förderung jede begrenzte Interessen- und Parteipolitik von selbst verbietet.

Das, was die akademische Schicht ist, tut und unterläßt, geht jedermann an und jedermann ist letztlich davon betroffen. Es ist darum zu wünschen, daß die Studentenförderung, die erstmals großzügig im Wahljahr 1957 beginnen soll, nicht zum Gegenstand wahlpolitischer Überlegungen oder gar zu wahlpolitischer Propaganda gemacht wird. Dieser Wunsch erscheint berechtigt, wenn man z. B. in der Tagespresse liest, daß der Deutsche Bundesstudentenring kürzlich in einer Sitzung in Bielefeld die in ihm zusammengeschlossenen 190000 Mitglieder — offensichtlich in völliger Verkennung der geeigneten Mittel zur Durchsetzung seiner Wünsche und Forderungen — noch in diesem Jahre zu Vorlesungsstreiks und Protestkundgebungen aufrufen will, wenn die geforderten 120 Millionen Mark für Studentenförderung nicht noch im laufenden Jahre von Bund und Ländern bereitgestellt werden. Es soll der Studentenschaft durchaus eine kräftige und vernehmliche Sprache zugebilligt werden, zumal sie sich seit Jahren um eine grundlegende Verbesserung des Stipendienwesens redlich bemüht. Wir wollen sogar die psychologische und propagandistische Wirkung dieser Drohung verstehen, die sie vielleicht auf manchen Volksvertreter auszuüben vermag. Eine ruhige und sachliche Überlegung aber muß doch zu dem Schluß kommen, daß ein Vorlesungsstreik ein *Bumerang* ist. Was aber die Forderung der Mittel angeht, so ist zu sagen, daß sich die Höhe der geforderten Mittel nach der Möglichkeit richten muß, diese Mittel auch sinnvoll und sachgemäß verteilen zu können. Es ist heute zu einer gern und mit einem gewissen Erfolg geübten, wenn auch nicht unbedenklichen Praxis geworden, namentlich bei Mitteln der öffentlichen Hand möglichst viel zu verlangen, damit man am Ende mit Sicherheit auch das erhält, was man wirklich nötig hat. Was aber bei dieser

Drohung in Bielefeld nachdenklich stimmt, ist die Tatsache, daß man ein Mittel aus der Rüstkammer des Klassenkampfes anwenden will, wenn die Forderungen unerfüllt bleiben. Es wäre wohl der Sache und dem Ansehen der Studentenschaft ein größerer Dienst geschehen, wenn diese Drohung unterblieben wäre.

Großzügige Studentenförderung tut not. Das Problem lebt heute im Bewußtsein der Öffentlichkeit noch viel zu sehr aus dem Erfahrungs- und Erlebnisraum des 19. Jahrhunderts. Im übrigen drängt sich die Frage auf, inwieweit überhaupt die Öffentlichkeit die Bedeutung der Studentenförderung erkennt und an der Erhaltung und Förderung geistiger Existenz tätigen Anteil nimmt. Diese Frage ist eng verknüpft mit einer anderen, nämlich inwieweit die Hochschule heute im Bewußtsein der Öffentlichkeit lebt und diese Öffentlichkeit formt. Man mag einwenden, daß es im Wesen der Hochschule und der Studentenschaft liegt, einer breiteren Öffentlichkeit entzogen zu sein. Darauf ist freilich zu sagen, daß das keineswegs immer so war und daß bei der heutigen mörderischen geistigen Auseinandersetzung der akademischen Schicht im ganzen und der jungen akademischen Generation im besonderen eine außerordentliche Aufmerksamkeit und Pflege zugewendet werden muß; denn sie sind, wenn auch gewiß nicht die einzigen, so doch die besonders vorbestimmten Streiter im geistigen Kampf. Gerade die Enttäuschung, welche die akademische Schicht in dieser Beziehung in der Vergangenheit bereitet hat, sollte Anruf und Verpflichtung sein, ihr besondere Hingabe und Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie ist sozusagen der Teil für das Ganze, und es leidet das Ganze, wenn dieser Teil leidet. Der geistige Kampf kann nicht bestanden werden mit Kanonen, ferngelenkten Geschossen und Atomwaffen, er wird entschieden auf der Walstatt des geistigen Raumes. Hier fallen die Würfel über Sein oder Nichtsein für jeden einzelnen von uns. In unserer materialistischen, profit- und vorteilsgierigen Zeit wird leider die beklemmende Realität des Geistig-Sittlichen erschreckend unterschätzt. — Die Hochschule wie die Studentenschaft haben alle Anstrengungen zu machen, um den ihnen gemäßen Ort im Volke zu beziehen und zu behaupten. Das wird ein zähes Stück Arbeit erfordern und wird sich weder mit Protesten noch mit Streikdrohungen erreichen lassen. Das ist eine geistig-sittliche Aufgabe, die nur in unverdrossener Kleinarbeit im Bewußtsein der Verantwortung und der Sendung für das Ganze geschehen kann. — Wir möchten glauben, daß hier auch die Kirchen eine entscheidende Aufgabe zu erfüllen haben und daß sie in der Vergangenheit bis zum heutigen Tag der geistigen Schicht nicht immer jene gespannte und wache Aufmerksamkeit zuwandten, die dem tödlichen Ernst der geistigen Situation und der zentralen Gefährdung geistiger Existenz gemäß ist.

Erhaltung und Förderung geistiger Existenz ist schlechterdings eine Lebensfrage für das ganze Volk. Die Sorge hierfür muß darum auch im ganzen

Volk aufgehoben sein. Das Ideal aller Studentenförderung bleibt darum die Förderung von Mensch zu Mensch, das hochherzige Mäzenatentum, der opferfreudige persönliche Einsatz, die echte menschliche Teilnahme an der geistig-sittlichen Entwicklung des anderen. Trotz der gewandelten Verhältnisse sollte man dieses Ideal nie aus dem Auge verlieren. Alle anonymen Mittel sollten dieser Art von Förderung dienen.

Der Notstand, in dem sich Wissenschaft, Forschung und akademischer Nachwuchs befinden, macht eine rasche, großzügige und ausreichende Hilfe des Staates zur Pflicht. Trotzdem bleibt aber die Studentenförderung aus Staatsmitteln im Grund ein, wenn auch freilich sehr notwendiges Übel. Es sind große anonyme Mittel, die in Aussicht stehen, und selbst wenn die Hochschulen noch so sorgfältig arbeitende Stipendienausschüsse einrichten, wird die Seele jeder echten Förderung, nämlich das menschliche Element, die warmherzige unmittelbare Anteilnahme am Geförderten dieser Art von Hilfe weithin versagt bleiben.

Eine der härtesten psychologischen Hypothesen, welche das gesamte Studentenproblem in der Öffentlichkeit belastet und den Blick für die wahre Situation des Studenten von heute verhüllt, liegt in der Tatsache, daß man die Lage des Studenten, seine Aufgabe und Verantwortung, wenn auch vielfach uneingestanden, mit den Augen vergangener, besserer Zeiten sieht. Ein Stück Pseudoromantik, ein Stück Altheidelberg begleiten unausrottbar die Beurteilung heutigen Studententums. Indessen ist das Studententum von heute zu einer erschreckend nüchternen Angelegenheit geworden. Die Zeiten, in denen die Semestermonate eine angenehme Unterbrechung der Ferien waren, sind längst und unwiederbringlich vorbei. Zwischen diesen Zeiten und dem heutigen Tag liegt der geistige, politische, wirtschaftliche Zusammenbruch einer ganzen Welt. Kein Mensch kann sagen, wie und wann sich diese Welt von diesem Zusammenbruch erholen wird. Es liegen in dieser Zeitspanne zwei gewaltige Weltkriege, Inflationen, der für unser Thema bedeutungsvolle Verlust eines Riesenvermögens an Stiftungsmitteln, die eine befriedete Vergangenheit anhäufen konnte, der Vollzug eines soziologischen Strukturwandels trotz allen Wirtschaftswunders, eine dauernde Gefährdung des sogenannten Mittelstandes, eine wachsende materialistische Lebensauffassung, ein sich immer mehr ausbreitendes Nützlichkeitsdenken, das allem Geistigen und allem Idealen, allem Sittlichkeitsstreben und aller Grundsatztreue abgeschworen hat und dessen alleiniger Gott der Zweck ist. Es steht uns nicht an, an den Hochschulen und ihren Lehrkörpern Kritik zu üben. Nur im Sinne der Feststellung geistiger Gegebenheiten ist zu sagen, daß die aufgezeigte Entwicklung selbstverständlich auch nicht bei den Hochschulen haltmacht. Wer etwas Erfahrung im Hochschulleben hat, wird mit Schmerz feststellen müssen, daß dort lange nicht alles so ist, wie man es von Herzen wünschen möchte. Jede echte Reform, und so auch die Hochschulreform, muß aber beim Menschen beginnen.

In dieser geistigen Situation steht heute der Student, und es ist pharisäisch und heißt den Studenten weit überfordern, wenn man von ihm Haltungen und Verhaltensweisen verlangt, die die andern nicht vorleben oder auf die sie glauben, verzichten zu können. Der Opfersinn ist rar geworden, dafür aber sind die Forderungen und Ansprüche entsprechend gewachsen.

Das Deutsche Studentenwerk e. V., eine Zusammenfassung aller örtlichen studentischen Sozialeinrichtungen in der Bundesrepublik, hat anfangs dieses Jahres das Ergebnis einer Erhebung über die soziale Lage der Studentenschaft in Westdeutschland und Westberlin vorgelegt. Es stellt fest, daß es bis heute bei wenigen hoffnungsvollen Ansätzen einer Verbesserung der sozialen Lage der Studierenden verblieben ist. „Indessen zieht sich die breite Masse unserer rund 140000 Studenten mühsam durch die lange Ausbildungszeit hindurch und versucht, die Lücken in ihrem Etat weiterhin durch den Verdienst aus Werkarbeit zu füllen. Hierunter leidet nicht nur das Studium selbst, sondern, wie erst kürzlich in umfangreichen Untersuchungen nachgewiesen werden konnte, die gesundheitliche Substanz des jungen Menschen.“

„Die Behauptung, den Studenten ginge es heute *nicht* besser als vor 5 Jahren, wird vielleicht auf Widerspruch stoßen, da der äußere Schein, von einzelnen Beispielen ganz abgesehen, gegen diese Aussage spricht. Das Leben an unseren Hochschulen hat sich seit Kriegsende, selbst seit 1948 erheblich gewandelt. Nicht nur die Gebäude sind weitgehend wieder hergestellt, auch das Bild der Studenten ist ein anderes, die Gesichter sind jünger geworden, man geht besser angezogen, ist ruhiger, daß fast die Versuchung besteht, von einer Restauration zu sprechen. Und doch vollzieht sich dieses Leben vor dem Hintergrund einer gewaltsamen und gefährlichen Anstrengung der Studenten, unter einem Kräfteverschleiß, dessen Folgen nicht nur der einzelne, sondern auf lange Sicht die Gesamtheit zu bezahlen hat. Sicherung des Existenzminimums ermöglicht noch nicht ein freies Studium.“

26000 Studenten befürchteten im SS. 1956, aus wirtschaftlichen Gründen ihr Studium unterbrechen zu müssen.

Mehr als 30000 Studenten mußten während der vollen Dauer ihrer Semesterferien ganztätig erwerbstätig sein.

Die Zahl der Studierenden aus der Ostzone ist auf rund 18000 angestiegen.

Rund 24000 Studierende müssen überwiegend die Mittel für ihre Ausbildung selbst aufbringen.

37410 Studierende, das sind 36,1%, erhalten von den Eltern gar kein Bargeld, 13648 = 13,1% weniger als 50.— DM monatlich, 15117 = 14,5% zwischen 50—100 DM, 18966 = 18,3% 100—150 DM, 14470 = 14,0% über 150.— DM im Monat.

Diese Zahlen verstehen sich auf der Grundlage von rund 120000 erfaßten Studenten.

Besonders bemerkenswert ist, daß gegen 60% der Väter der Studierenden Beamte und Angestellte sind, dem Kreise der Festbesoldeten, dem Mittelstand angehören, der vorhin als soziologisch besonders gefährdeter Stand

bereits erwähnt wurde. Das Einkommen dieses Mittelstandes reicht vielfach nicht aus, um ein Studium, das 10—14000 DM kostet, voll durchzutragen. „War in dem früheren Mittelstand eine gewisse Substanz an Besitz oder Vermögen vorhanden, die den Aufstieg der Kinder ermöglichte, so hat sich dies gründlich geändert. Der wachsende Lebensstandard mag zwar zu der Ansicht verleiten, daß es im ganzen besser um uns stünde als vorher, aber gerade die Finanzierung einer kostspieligen Ausbildung zeigt, wie das äußere Bild täuscht. Die schmale Basis des monatlichen Lohnes oder Gehaltes versagt in der Mehrzahl aller Fälle vor den langanhaltenden finanziellen Ansprüchen eines Studiums.“ „Mit Zahlen kann man trefflich streiten“, und wir sind gern bereit, dieser Tatsache Rechnung zu tragen, doch darf die Skepsis nicht so weit gehen, daß man schlechterdings echte Gegebenheiten leugnet.

Es ist notwendig im Hinblick auf die eben erwähnten Tatsachen, an die Gefährdung des Mittelstandes zu erinnern. Es scheint bislang gerade im Zusammenhang mit der familiären Herkunft unserer Studenten dieser Frage längst nicht jene Beachtung geschenkt worden zu sein, die sie verdient. Es stellt sich eine unheilvolle Wechselwirkung ein. Die Ausbildungskosten der Kinder übersteigen auf Sicht die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Vaters. Die unzureichenden Zuschüsse zwingen zu Nebenverdienst und Werkarbeit. Diese wieder senken vielfach das Leistungsniveau. Die in den besten Jahren geforderte finanzielle und menschliche Überbeanspruchung der Eltern muß notwendigerweise das geistig-kulturelle Niveau der Familie senken; denn die Einsparung kann ja nicht bei den festen Kosten erfolgen. — Am Ende steht auf beiden Seiten eine Niveausenkung und ein geistig-kultureller Substanzverlust. Gerade die Kreise des Mittelstandes, die ihren Kindern noch eine angemessene Ausbildung zu ermöglichen suchen, aus denen sich die Masse unserer Akademiker formiert, werden auf Sicht der Schmalspurigkeit, ja der geistigen und soziologischen Verproletarisierung überantwortet. Das Ergebnis ist auf beiden Seiten eine beklagenswerte „Mittelmäßigkeit“. — Dabei soll keineswegs auf den Opfersinn des einzelnen verzichtet werden.

Bei der dargelegten Situation setzt nun das „Honnefer Modell“ an und will hier grundlegend Wandel schaffen.

Die Empfehlungen wenden sich zunächst gegen Werkarbeit und jegliche Form „sozialer Fürsorge“ an Stelle echter Förderung. Das Recht auf Leben hat jeder, den Anspruch auf Studium und Förderung nur der Geeignete und Befähigte.

Die Förderung soll „Lebenshilfe für den einzelnen in der Weise sein, daß seine persönlichen Qualitäten angesprochen und gekräftigt werden“.

Die Förderung muß den Willen zur Selbsthilfe nachdrücklich ansprechen.

Sie soll durch die Hochschule geschehen und damit einen Teil ihrer Erziehungsaufgabe erfüllen.

Die bisherige Studentenförderung krankt am Fehlen eines gerechten, allgemeinen Maßstabs, an Zersplitterung und Unübersichtlichkeit, an der Bindung an gewisse Hochschulen und damit an der Beschränkung der Freizügigkeit, an langwierigen Bearbeitungsverfahren der Anträge durch häufig sachunkundige Kräfte und endlich an einer zu niedrig liegenden Bedürftigkeitsgrenze. „Die Studentenförderung muß sozial gerecht sein, d. h., sie hat ohne jeden Schematismus die Lage des einzelnen Studenten zu berücksichtigen; sie muß übersichtlich und einfach zu handhaben sein, sie muß zur rechten Zeit wirksam werden und sich gleichmäßig an allen Hochschulen des Bundesgebietes auswirken, um einen Hochschulwechsel nicht zu erschweren.“

Die Studentenförderung soll individuelle Förderung sein.

Unter „Förderung“ versteht das Honnefer Modell „die Gesamtheit aller Maßnahmen, die über das Studium hinaus der Bildung, Erziehung, der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Hilfe für die Studenten dienen“.

Es wird darum unterschieden zwischen direkter Förderung durch Stipendien und mittelbarer Förderung durch den Ausbau von Mensen, Wohnheimen, studentischen Darlehenskassen usw.

Förderung setzt Leistung und Bedürftigkeit, Berücksichtigung der individuellen Lage, Anpassung an den Bildungsgang und nach Möglichkeit Eigenleistung zu den Kosten des Studiums voraus.

„Bedürftig ist derjenige, der in zumutbaren Grenzen weder allein noch mit Hilfe seiner Familie die Kosten seines Studiums aufzubringen vermag.“

Die Förderung gliedert sich in Anfangsförderung und Hauptförderung. Die *Anfangsförderung* umfaßt grundsätzlich die ersten drei Semester während der Vorlesungsmonate.

Die *Hauptförderung* beginnt frühestens mit dem 4. Semester und endet mit Abschluß des Studiums. Sie umfaßt die gesamten Studienkosten in dieser Zeit. Die Hauptförderung soll nur durch Stipendien geschehen. Nur für die Zeit bis zu ihrer vollständigen Verwirklichung soll in jedem Fall ein angemessener Prozentteil aus Darlehen bestehen.

Die Förderung soll erfolgen im Zusammenwirken von Dozentschaft, Studentenschaft und Studentenwerk, gegebenenfalls unter Hinzuziehung von außerhalb der Hochschule stehenden Persönlichkeiten.

Sie soll „hochschulgerecht“ und „gezielt“ sein.

Ihre Verwirklichung erfordert die Bereitstellung entsprechender Mittel.

Zu diesem Modell stehen also die Kultusminister der Länder, die Rektoren der westdeutschen Hochschulen und die Studentenschaft. Es ist heute Grundlage für die Errechnung der erforderlichen Mittel.

Bei der aufgezeigten sozialen Lage der Studenten muß es begrüßt werden, daß man sich nun endlich vom alleinigen Standpunkt der „Elitebildung“ freimacht und den Akzent auf die Förderung des „breiten, guten Bandes“ legt. Es war bislang tatsächlich einer der größten Mängel aller Förderung, daß man der guten Mitte kaum Rechnung trug. Dazu fehlte es an Mitteln, und weil sie zu gering waren, mußten die Maßstäbe für Bedürftigkeit und Lei-

stung sehr verschärft werden. Das führte zu einem unglückseligen *circulus vitiosus*. Die Leistung entsprach nicht den Anforderungen. Der Ausfall der Förderung zwang zu Nebenverdienst und Werkarbeit. Diese wiederum verhinderten die Steigerung des Leistungsniveaus. Dieser Umstand aber schloß den Bewerber immer wieder von der Förderung aus. Auf der andern Seite war die Leistung gegeben, es verbot jedoch der strenge Maßstab der Bedürftigkeit jegliche Förderung. Die Eigenmittel waren aber viel zu gering, um daraus aus eigener Kraft ein Studium zu bestreiten. Also blieb wieder als einziger Ausweg die Werkarbeit. Die Werkarbeit aber senkte schließlich wieder das Leistungsniveau. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß vielfach durchaus Befähigte von diesem unheilvollen *circulus vitiosus* betroffen wurden, oftmals feinsinnige, sensible und zarte Naturen, die durch die Werkarbeit, ihre Anstrengung und Ablenkung derart in ihrer Leistung behindert wurden, daß sie häufig über die Mittelmäßigkeit nicht hinaus kamen. Vom Praktischen wie vom Grundsätzlichen her muß es begrüßt werden, daß man nunmehr der Pflege der breiten Mitte größere Hingabe widmen will. Schließlich können die Stellen im Lande nicht nur mit „Elite“ besetzt werden, weil es einfach nicht so viel Elite gibt. Eine Schule oder ein Amt wird im Regelfall niemals nur durch Elite besetzt und geprägt. Die berufliche, geistige und menschliche Atmosphäre wird nicht vom Durchschnitt, wohl aber vom Querschnitt bestimmt. Je höher dessen Niveau liegt, um so besser wird es um Schule und Amt bestellt sein. Es ist zu hoffen, jedenfalls zu wünschen, daß eine großzügige Hilfe dieser geistig und menschlich guten Mitte zum Aufstieg verhilft. — Man wird sich freilich darüber im klaren bleiben müssen, daß Förderungsmittel wirklich nur „Mittel“ zum geistigen und menschlichen Vorankommen sind. — Elitebildung in Ehren! So wie sie heute vielfach geübt wird, birgt sie viele Gefahren in sich. Sie fördert nicht selten einen ungesunden Intellektualismus und Individualismus, begünstigt Snobismus und Hochmut. Eine Förderung, die nicht gleichzeitig auch die charakterliche Entwicklung einbezieht, wird immer nur auf einem Bein stehen.

Damit sind wir aber bei der Schwäche des Honnefer Modells angelangt, eine Schwäche, die aller mehr oder weniger anonymen Förderung anhaftet.

Das Honnefer Modell setzt eigentlich die reformierte Hochschule voraus. Insoweit wird der zweite Schritt vor dem ersten vollzogen. Das Honnefer Modell erfordert, um voll wirksam werden zu können, überschaubare Studentengruppen, die Hingabe an den einzelnen, die Begleitung seiner geistigen und menschlichen Entwicklung, den engen menschlichen Kontakt. Solange unsere Hochschulen den Charakter eines geistigen Woolworthhauses haben, eines akademischen Freibades, in das die Menschenmassen ein- und ausströmen, werden noch so viele Förderungsmittel immer nur eine begrenzte Wirkung haben können. — Trotzdem bleibt eine großzügige Förderung begrüßenswert.

Das Honnefer Modell betont zwar nachdrücklich die Pflicht zur Eigenleistung. Sein Aufbau läßt jedoch befürchten, daß der Antrieb zur Eigenleistung im Ergebnis gemindert wird. Die angemessene Eigenleistung des Studierenden bzw. seiner Eltern muß jedoch eine unabdingbare Forderung bleiben. Die Erziehung und Ausbildung der Kinder ist eine Wesensaufgabe der Familie. Sie erfordert Verantwortlichkeitsgefühl, Opfersinn und Opferfreudigkeit, Eigenschaften, die heute weithin im Schwinden sind. Der Staat darf nicht die Hand dazu bieten, daß der Verfall dieser Eigenschaften fortschreitet.

Endlich ist zu sagen, daß das Honnefer Modell nicht frei ist von der Tendenz zum Studienhonorar. Diesen Eindruck gewinnt man besonders bei der Entwicklung der Hauptförderung, bei dem Streben, doch letztlich das Studiendarlehen und damit die Eigenleistung abzulehnen. Wir wissen, daß solche Vorschläge wie das Honnefer Modell vielfach das Ergebnis intensiver Auseinandersetzung und eines für alle annehmbaren Kompromisses sind. Wir wollen auch gern unterstellen, daß niemand das Studienhonorar erstrebt, das den Studenten zum Staatsrentner macht. Auch glauben wir uns über dieses Studienhonorar nicht auseinandersetzen zu brauchen, da ein Blick in die andere Hälfte unseres Vaterlandes uns besser als viele Worte darüber lehrt, was es damit für eine Bewandnis hat. Man darf aber nicht vergessen, daß die Dinge ihre immanenten Gesetze haben und daß sich jede geistige Halbheit bitter rächt. Die Dinge vollenden sich nach den Gesetzen, nach denen sie angetreten sind.

Die Studentenförderung steht, je ausgiebiger sie gewährt wird, vor schweren und noch ungelösten Fragen, die vielleicht sogar eine Weiterbildung des Staatsrechtes anregen. Bisher ist es rechtens, daß die staatlichen Mittel auch vom Staat verwaltet und vergeben werden. Hat aber der Staat, besonders wenn auch die „gute Mitte“ der Studenten beteiligt wird — und sie muß beteiligt werden — die Möglichkeit einer echten und gerechten Auswahl? Muß er sich nicht dazu entschließen, in die Prüfungsausschüsse in umfangreichem Ausmaß jene privaten Personen aufzunehmen, die den Studenten menschlich besonders nahe sind? Muß ihnen nicht gegenüber den Beurteilern der reinen Leistung ein mindestens gleichwertiger Einfluß gesichert werden? Kann und muß man nicht auch privaten Vereinigungen, an deren Urteilsfähigkeit und Verantwortungsbewußtsein man vernünftigerweise nicht zweifeln kann, gewisse Summen zur Verfügung stellen? Fehlurteile wird es immer geben; auch die noch so sorgfältige Prüfung durch staatliche Stellen wird sie nicht vermeiden können. Je mehr der doch aus dem „Volk“ kommende Student vom „Volk“ betreut wird, desto geringer wird die Gefahr einer Fehlentscheidung. Wird das Förderungswesen nicht um so gezielter arbeiten, je mehr sich der unpersönliche Staat entlastet und das Bemühen derjenigen in Anspruch nimmt, die unmittelbar dem Studenten verbunden sind? Letztlich tragen doch Menschen die Zukunft des Staates, des Volkes, der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Kultur usw., nicht aber die Funktionäre.

Am 21. März dieses Jahres hat der Bundeskanzler mit einer Gruppe von maßgeblichen Sachverständigen das Problem der Studentenförderung beraten, da Bund und Länder an dieser Aufgabe teilhaben sollen. Dabei hat er die Empfehlung ausgesprochen, daß man über die Notwendigkeiten des technischen Fortschrittes und des technischen Nachwuchses die Geisteswissenschaften nicht vergessen wolle. Das soll die Empfehlung auch bei einer großzügigen Studentenförderung sein.

Romanische Kunst¹

HERBERT SCHADE SJ

Die romanische Kunst gehört zu den Favoriten des modernen Geschmacks. Wir lieben ihre Bogen und Quadern, die große Kraft ihrer einfachen Formen. Erschüttert stehen wir vor den Kultbildern dieser Epoche, die in zeitloser Ruhe thronen. Ihre großen Augen erfüllen uns mit Ehrfurcht, und der ornamentale Schwung der Gewänder gefällt. So wird unser Empfinden für die Werte des Schönen aufgerufen, und der Schauer vor dem Geheimnis wird in uns wach. Die Gottesburgen ringen uns Anerkennung ab, und die Majestas — das große Bild des „waltenden Christ“ — zwingt uns in die Knie.

Dieses Erlebnis der Form strahlt eine Fülle von Anregungen aus: Die romanischen Kunstwerke bilden das Ziel vieler Reisen: Vézelay, Speyer, Arles und Köln besitzen eine magische Anziehungskraft. Die modernen Künstler, ob sie nun auf dem Boden des Christentums stehen oder in selbstgewählter Einsamkeit nach neuen Formen suchen, bemühen sich dem Geist archaischer Strenge zu neuem Ausdruck zu verhelfen. Kenner und Laien sind gebannt von der herben Sprache dieser Werke. Aber die Frage nach der romanischen Kunst führt uns noch tiefer in die Seele des modernen Menschen ein; denn Christen wie Nichtchristen sehen in ihr die religiöse Kunst schlechthin. Sie finden in ihr jene Stilisierung, „welche die Gegenwart Gottes in allem bedeutet“. Und, „alle diese gemalten Idole, das polynesische Tympanon von Autun, sogar das Portal von Chartres, sie alle richten ihren Angriff in erster

¹ Zwei Werke des Verlages Anton Schroll u. Co., Wien und München, können uns helfen, die Werte der romanischen Kunst und ihre Unterscheidungsmerkmale zur Gegenwart besser kennenzulernen: Der Abbildungsband *Gallia Romanica*, die hohe Kunst der romanischen Epoche in Frankreich, von *Joseph Gantner*, *Marcel Pobé*, *Jean Roubier*, mit einem Vorwort von *Marcel Aubert* (1955, 323 S., davon 271 Tafeln. DM 49,—) und „*Romanische Plastik*“, Inhalt und Form in der Kunst des 11. und 12. Jahrhunderts von *Joseph Gantner* (3. Aufl. 1947, 130 S. mit 46 Abb. DM 13,50). Betrachtung und Lektüre dieser beiden Bücher empfiehlt sich für jeden, der tiefer in das Wesen der romanischen Kunst eindringen will.